

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 9. 1893.

Aus dem Wellengrabe.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

(Schluß.) (Nachdr. verboten.)

„Nun, um so besser, wenn Hartung fort ist!“ rief der Kommerzienrath mit einiger Erleichterung aus. „Ich will alle meine bösen Worte feierlich zurücknehmen, wenn es sich wirklich so verhält. Wozu dann aber all' die unnütze Aufregung und der ganze theatralische Auftritt? Du hast eben vor der Hochzeit Deinen kleinen poetischen Roman erlebt, wie er wohl keinem eripart bleibt und wie auch ich ihn seinerzeit erlebt habe. Das läßt im Anfang wohl einen kleinen Stachel zurück, aber die Wunde heilt bald genug, und nach kurzer Zeit ist nichts Anderes zurückgeblieben als eine pikante Erinnerung, die man dann wohl voll Mitleid über die eigene Jugendthorheit belächelt.“

So schnell wie das Gewitter in seinen Mienen aufgezogen war, schien es sich auch wieder zu zerstreuen. Aber mit einem trüben Kopfschütteln nahm Alice auf's Neue das Wort.

„Es hilft nichts, Dich zu belügen, Vater,“ sagte sie mit leiser, aber fester Stimme. „Obwohl ich weiß, daß mir Bernhard auf immer verloren ist, kann ich doch niemals die Gattin eines Anderen, am wenigsten diejenige dieses Engländer's werden, vor dem ich mich fürchte. Ich begreife sehr wohl, daß es überaus peinlich sein muß, jetzt, im letzten Augenblick, Alles rückgängig zu machen. Aber Du kannst nicht wollen, daß ich für mein ganzes künftiges Leben unglücklich werde! Du wirst mir dies schmerzliche Opfer bringen und wirst mir verzeihen, wie ich mich bemü-

hen will, Dir zu vergeben, was Du mir angethan.“

Der Kommerzienrath fuhr nicht von Neuem zornig auf, sondern er erinnerte sich der Taktik, durch welche er seine früheren Erfolge davongetragen hatte, gut genug, um jetzt zu derselben zurückzukehren. Er nahm den Kopf des jungen Mädchens zwischen seine beiden Hände, und indem er sie zärtlich auf die Stirne küßte, sagte er in seinem mildesten Tone: „Es ist müßig, diese Unterhaltung noch weiter fortzusetzen, mein geliebtes Kind. Du befindest Dich unverfein-

bar in einer hochgradigen nervösen Erregung und bist angegriffener, als Du selber glaubst. Unter solchen Umständen könnten wir freilich leicht gezwungen werden, die Hochzeit noch um eine kurze Zeit aufzuschieben. Aber vielleicht gelingt es Dir auch mit einigem guten Willen, Deiner Erregung Herrin zu werden. Ich will jetzt kein Wort weiter hören, und Du mußt mir versprechen, Dich für die nächsten Stunden ganz ruhig zu verhalten. Am Abend komme ich wieder zu Dir, um zu verabreden, was wir morgen thun werden. Bis dahin magst Du Dir die Lage der Dinge recht ernsthaft vor die Seele führen und magst mit Dir zu Rathe gehen, ob es in Wahrheit Dein Herzenswunsch ist, einen alten Mann, der Dich innig liebt, um dieser Liebe willen zum Gespött der Menschen zu machen.“

Er wartete ihre Erwiderung nicht erst ab, sondern verließ rasch das Zimmer. Er zweifelte kaum, daß seine väterliche Mahnung die erwünschten Früchte tragen werde, denn Alice's Drohung war ja seiner Meinung nach viel zu ungeheuerlich, als daß sie im Ernst die Absicht hegen konnte, sie zur Ausführung zu bringen.

10.

Doktor Hartung hatte seinen Vorsatz, abzureisen, auch am Abend des zweiten Tages nicht zur That werden lassen. Was half es, daß er sich darum mit Vorwürfen peinigte und sich charakterlos und wankelmüthig schalt? Er mußte sich dennoch unter die gebieterische Herrschaft seines rebellischen Herzens beugen, und mußte zu seiner eigenen Qual an dem Orte verharren, den so schnell als möglich zu fliehen sicherlich das Vernünftigste gewesen wäre.



Wilhelm Scherer. (S. 67)

Von Mary Wilkins hatte er auch im Verlauf des dritten Tages nichts zu erspähen vermocht, und er glaubte sich jetzt ziemlich sicher, daß sie überhaupt nicht hierher gekommen oder doch sogleich wieder abgereist sei, nachdem sie irgend eine entscheidende Niederlage erlitten. Alice hatte jedenfalls nichts von ihr gewußt und dies war der beste Beweis für die Haltlosigkeit ihrer in Frankfurt ausgestoßenen Drohungen.

Es war bereits dunkel geworden, als Hartung auf dem Wege, der von der Villa Schmellow thalabwärts führte, dem Städtchen zuschritt. Die Erinnerung an das gestrige Zusammentreffen mit Alice beschäftigte all seine Gedanken so vollständig, daß er nicht einmal aufblickte, als er zur Seite treten mußte, um drei ihm entgegenkommenden Personen, zwei Herren und einer Dame, Raum zu gewähren.

Fast bestürzt erhob er das Haupt, als er eine leise Berührung seines Armes fühlte und als ihn eine tiefe Frauenstimme fragte: „Guten Abend, mein Herr! Sind Sie noch immer damit beschäftigt, mich zu suchen?“

Er erkannte auf der Stelle die Engländerin, denn sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen und sah ihm mit den dunklen Augen, in denen es eigenthümlich triumphirend leuchtete, voll in's Gesicht.

„In der That,“ erwiderte er, „ich war seit drei Tagen von keinem anderen Wunsche erfüllt, als von dem, Sie wiederzufinden.“

„Aber Sie eignen sich sehr wenig zum Kriminalisten, denn Sie ließen es geschehen, daß ich mehr als einmal hart an Ihnen vorüberstrieße. Und warum, mein Herr, verfolgen Sie mich so hartnäckig? Sind Sie etwa jetzt bereit, mir Ihre Bundesgenossenschaft anzubieten?“

Der unverkennbare Spott in Gegenwart der beiden fremden Herren, die ebenfalls stehen geblieben waren, mußte Hartung verlegen.

„Nein!“ sagte er kurz. „Ich hatte im Gegentheil lediglich die Absicht, Sie an der Ausführung Ihrer Drohungen zu hindern. Lassen Sie mich hoffen, daß es dessen jetzt nicht mehr bedarf!“

„Dieser Hoffnung muß ich Sie leider berauben! Gestatten Sie mir, Sie vor Allem mit den beiden Herren bekannt zu machen: Herr Polizeidirektor Krüger — Mr. Henry Ashbourne aus Glasgow. Ihr eigener Name?“

„Doktor Hartung!“ ergänzte Bernhard, die Verbeugungen der Vorgestellten erwidern, und die Engländerin fuhr fort:

„Meine verehrten Begleiter und ich — wir sind joeben im Begriff, uns zu Mr. Percy Warren zu begeben. Darf ich Sie einladen, sich der Expedition anzuschließen? Es wird nicht sehr lustig werden, wie ich vermute, aber Sie dürften die kleine Zeitversäumniß dennoch kaum bereuen.“

„Ich sagte Ihnen schon früher, mein Fräulein, daß ich nicht gesonnen bin, Ihre auf die Befriedigung einer niedrigen Rache gerichteten Wünsche zu unterstützen.“

„Jawohl, ich erinnere mich dessen sehr gut!“ fiel die Engländerin etwas ungeduldig ein. „Aber es handelt sich jetzt um ganz andere Dinge, als vor drei Tagen. Nicht das Unrecht, das an mir verübt wurde, gilt es zu rächen, sondern ein unerhörtes Verbrechen, einen schändlichen Betrug, zu welchem Percy Warren's Name mißbraucht werden soll. Und wie groß auch immer Ihr Gelmuth gegen den glücklicheren Nebenbuhler sein mag, Sie werden doch nicht wollen, daß ein gemeiner Hochstapler Fräulein Alice Haidenroth heimführe.“

Mit wortlosem Erstaunen blickte Hartung die Sprechende an. Miß Wilkins aber nahm ohne Weiteres seinen Arm, und indem sie ihn dadurch zwang, sich der kleinen Gruppe im

Weiterschreiten anzuschließen, fuhr sie fort: „Der Bewohner der Villa Schmellow ist nicht der, für den er sich ausgibt, und dessen Vermögen er sich angeeignet hat. Nicht nur mein Auge überzeugte mich davon auf den ersten Blick, sondern er selber verrieth sich fast mit jedem Worte, das er sprach. Unter einem falschen Namen führte ich mich bei ihm ein. Es war mir nur darum zu thun gewesen, Zutritt zu ihm zu erlangen, denn ich zweifelte ja nicht, daß Percy mich auf der Stelle erkennen würde. Jener aber nahm die Täuschung gläubig hin, und das war kein Wunder, denn er hatte mich in Wahrheit nie zuvor gesehen. Mit plumpem Ungeschick ging er in jede Falle, welche ich ihm während unserer kurzen Unterhaltung stellte. Er bestätigte mir, daß ich selber lichtblaue Augen habe, und er wurde gerührt in der Erinnerung an eine Jasminlaube und an einen Garten, welche niemals existirt haben. Schließlich nahm er sogar ohne Widerspruch einen Ring, den er mir niemals gegeben, als sein Eigenthum zurück. Glauben Sie wirklich, mein Herr, daß nicht nur das Aussehen, sondern auch die Erinnerungen eines Mannes im Verlaufe von dreizehn Jahren so merkwürdige Wandlungen erfahren können?“

Nun konnte Hartung freilich nicht mehr umhin, ihren Worten eine ernstere Bedeutung beizulegen.

„Wenn aber Ihre Vermuthung eine zutreffende wäre,“ wandte er zögernd ein, „wie ließe sich dann die Möglichkeit eines so ungeheuerlichen Betruges erklären?“

„Ich glaube diese Erklärung bereits gefunden zu haben, denn der Betrüger selbst ist mir dabei behilflich gewesen. Unzweifelhaft hat er zu dem echten Percy Warren in einem sehr nahen und vertrauten Verhältnisse gestanden, denn er war von der Thatfache unseres Herzensbündnisses ganz gut unterrichtet. Vielleicht war er einer seiner Freunde, vielleicht auch nur sein Beamter oder Diener. Sie müssen sich miteinander auf dem Schiffe befunden haben, welches im Mittelländischen Meere von einem anderen in den Grund gehohrt wurde. Bei dieser Katastrophe hat meiner Ueberzeugung nach der wirkliche Percy Warren sein Leben verloren, während Jener sich in den Augenblicken der Verwirrung, die doch wahrscheinlich auf dem Schiffe entstand, die Papiere aneignete, deren Besitz es ihm heute ermöglicht, sich für den auszugeben, der in Wahrheit längst auf dem Grunde des Meeres schlummert. — Das Alles mag sehr abenteuerlich klingen, und es ist ja auch möglich, daß der Zusammenhang ein anderer ist; aber die Thatfache, auf die es doch allein ankommt, bleibt bestehen, die Thatfache, daß jener Mann sich eines fremden Namens und eines fremden Besitzes bedient. Wollen Sie mich auch jetzt noch daran hindern, ihn zu entlarven?“

„Nein! Wenn wirklich ein ehrloser Betrüger es gewagt haben sollte, seine Hand nach —“

Er unterbrach sich selbst, weil er sich der Anwesenheit der beiden Fremden erinnerte; aber seine unwillkürlich geballte Faust und seine blühenden Augen verriethen zur Genüge, wie wenig Schonung der falsche Percy Warren von ihm zu erwarten haben würde.

„Wie aber wollen Sie es beginnen, ihn seines Betruges zu überführen?“ ergänzte er hastig seine Rede.

„Da ich vorausah, daß ich ohne genügende Beweismittel bei der hiesigen Polizei nur wenig Glauben für meine Erzählung finden würde, so telegraphirte ich unverzüglich an den Bankier Herrn Henry Ashbourne in Glasgow, von dem ich durch die Erkundigungen meiner Agenten wußte, daß er ein vertrauter Freund Percy Warren's sei und bis vor wenig Jahren mit ihm in Yokohama gelebt habe. Und dieser

ausgezeichnete Gentleman leistete der dringenden Aufforderung einer ihm ganz unbekanntem Dame ohne Bedenken Folge. Er reiste Tag und Nacht, um rechtzeitig einzutreffen, und vor zwei Stunden durfte ich ihn am Bahnhofe empfangen. Auch Mr. Ashbourne ist nach meiner Erzählung und Beschreibung fest überzeugt, daß wir es mit einem Betrüger zu thun haben, und der Herr Polizeidirektor hat sich bereit erklärt, den angeblichen Percy Warren zu verhaften, wenn sich diese Vermuthung des Mannes, der den Verstorbenen so genau gekannt, bestätigt. Aus Schonung für die bedauernswerthe Familie des Kommerzienraths Haidenroth soll Alles möglichst unauffällig und in der Stille vor sich gehen. Wir haben unseren Plan entworfen, und in der Erwartung, daß diese Herren ihre Zustimmung dazu geben werden, stelle ich Ihnen nochmals frei, der Ausführung beizuwohnen.“

Jetzt nahm Hartung das Anerbieten ohne Zögern an, und wenige Minuten später standen sie vor dem Portal der Villa Schmellow. Mary Wilkins, Ashbourne und der Doktor blieben zunächst im Schatten der Mauer zurück, während der Beamte die Glocke zog und allein das Haus betrat. Schon nach sehr kurzer Zeit kehrte er zurück.

„Es ist Alles vorbereitet!“ sagte er. „Der Diener, der mich kennt, ist gehdrig instruiert. Wir Alle werden uns im dunklen Vorzimmer verborgen halten, während Herr Ashbourne als ein angeblicher Abgesandter des Kommerzienrathes bei Mr. Warren angemeldet und eingeführt wird. Wir werden in der Lage sein, Alles zu sehen und zu hören, was sich zwischen den beiden Herren ereignet, und wir werden eingreifen können, sobald sich eine Nothwendigkeit dazu ergibt. Nur möchte ich Sie bitten, Mr. Ashbourne, wenn Sie sich von der Richtigkeit ihres Argwohn überzeugen, die peinliche Sache so rasch als irgend möglich abzuthun.“

Geräuschlos trat die kleine Gesellschaft ein, und als sie sich in dem Vorzimmer, dessen Gaslampen der bestürzte Diener ganz herabdrehen mußte, postirt hatte, öffnete dieser die Thür, die in das Cabinet seines Herrn führte.

„Da ist ein Herr, welcher im Auftrage des Herrn Kommerzienraths Haidenroth und in einer dringenden Angelegenheit kommt,“ meldete er, „darf ich ihn einführen?“

Mac Gregor, der rauchend auf einer Chaiselongue gelegen hatte, mochte glauben, daß es sich um irgend eines der Arrangements zu dem morgen stattfindenden Feste handle. Ohne die Cigarette aus der Hand zu legen, winkte er dem Diener eine bejahende Antwort zu, und er erhob sich erst dann aus seiner bequemen Stellung, als er sah, daß er es mit einem elegant gekleideten Herrn zu thun habe.

„Sie kommen im Auftrage meines Schwiegervaters?“ fragte er leichtthin. „So sind Sie vielleicht der Feuerwerker aus Frankfurt?“

„Nein!“ erwiderte der Bankier, indem er mitten in das Zimmer und in den vollen Glanz des Kronleuchters trat. „Ich bin Henry Ashbourne aus Glasgow.“

Er hatte diese Worte langsam und mit erhobener Stimme gesprochen, den angeblichen Warren dabei mit einem durchdringenden Blick ansehend. Wie von einem Faustschlag getroffen, taumelte Mac Gregor zurück. Die Cigarette fiel auf den Teppich und seine Augen flogen mit einem heißen Ausleuchten zu dem kleinen, blinkenden Gegenstand hinüber, der auf der Platte des Schreibtiisches lag.

„Es ist — mir — äußerst — angenehm, lieber Ashbourne,“ stammelte er mit einem letzten, verzweifelten Versuch, die Situation zu beherrschen. „Wir haben uns — sehr — verändert, seitdem wir uns —“

Der Bankier stand unbeweglich auf seinem Plake. „So sehr verändert,“ wiederholte er in seiner kalten, niederschmetternden Weise, „daß mein Freund Percy Warren inzwischen ganz und gar verschwunden und ein gemeiner Betrüger an seine Stelle getreten ist.“

Mit einem heiseren Aufschrei der Verzweiflung stürzte Mac Gregor gegen den Schreibtisch hin. In der nächsten Sekunde blinkte der kleine unheimliche Gegenstand in seiner erhobenen Hand. Aber noch ehe er von demselben hatte Gebrauch machen können, wurde sein Handgelenk von einer starken Faust umklammert, und eine andere entwand ihm den Revolver.

„Kraft meiner Befugniß als Direktor der hiesigen Polizei erkläre ich Sie für verhaftet!“ ertönte die trockene Stimme des Beamten. „Sie werden in Ihrem eigenen Interesse gut thun, jedes unnütze Aufsehen zu vermeiden.“

Und James Mac Gregor hatte in der That bereits erkannt, daß es unmöglich sei, sich den kraftvollen Armen Hartung's zu entwinden. Zähneknirschend und ohne ein einziges Wort zu sprechen, gab er sich gefangen.

Eine Viertelstunde später wurde er in seiner eigenen Coupagie in das Ortsgefängniß abgeführt. Die Hand des Todten hatte sich noch aus ihrem Wellengrabe hervor nach dem Betrüger ausgestreckt.

11.

Der Kommerzienrath Haidenroth war ein kluger und praktischer Mann, der auch in den bedenklichsten Situationen den Kopf nicht verlor. Gerade als er im Begriff stand, sich wieder zu Alice zu begeben, war er durch den Besuch des Polizeidirektors überrascht worden, der ihm so schonend als möglich von dem Geschehenen Mittheilung machte. Nur für eine sehr kurze, kaum nach Sekunden zählende Zeit ließ sich der welterfahrene Mann durch die Wucht der schrecklichen Neuigkeit überwältigen. Dann brachte er es sogar fertig, sein gewöhnliches Lächeln auf den etwas bleicher gewordenen Lippen festzuhalten, während er erwiderte: „Ich bin Ihnen überaus dankbar, Herr Direktor, für die zarte Rücksichtnahme, welche Sie mir durch diesen Besuch erweisen, aber das Schicksal des Herrn Percy Warren oder wie er sonst heißen mag, ist für mich ohne jedes Interesse, da seine Beziehungen zu meinem Hause thatsächlich schon vor Ihrem Erscheinen aufgehört hatten, zu bestehen. Ich lege besonderes Gewicht darauf, Ihnen dies ausdrücklich zu beweisen.“

Er schlug auf eine Glocke und befahl, das Fräulein in einer sehr dringenden Angelegenheit zu ihm zu bitten. Als Alice eintrat, ging er ihr entgegen, und indem er zärtlich einen Arm um sie legte, sagte er liebevoll: „Willst Du die Güte haben, mein Kind, dem Herrn Polizeidirektor zu bestätigen, daß es schon seit gestern nicht mehr Deine Absicht war, die Gattin des Herrn Percy Warren zu werden, daß wir ihm vielmehr — und dabei erhob sich seine Stimme trotz der Lüge, die er aussprach, zu einer ersten Feierlichkeit — schon vor einer Reihe von Stunden unseren Entschluß mitgetheilt haben, von der beabsichtigten Verbindung zurückzutreten!“

Mit einem Jubelruf umschlang Alice seinen Nacken.

„Papa! Mein Herzenspapa! Wie glücklich machst Du mich durch die Erfüllung meines sehnlichen Wunsches!“

Der Polizeidirektor hatte sich erhoben und Herr Haidenroth sandte ihm einen triumphirenden Blick zu.

„Es würde mir sehr lieb sein, mein Herr,“ sagte er, „wenn Sie das, was Sie soeben gehört haben, nicht als ein Geheimniß ansehen wollten!“

Mit einem Lächeln des Verständnisses empfahl sich der Beamte, und der Kommerzienrath hegte die tröstliche Gewißheit, daß morgen die ganze Stadt wissen würde, er habe dem Betrüger schon vor seiner Entlarvung den Abschied gegeben. Damit aber war es noch nicht genug. Um den Makel, der durch diese Scandalaffaire auf seinen Namen fallen mußte, so rasch als möglich zu verwischen und dem unvermeidlichen Gerede durch das Gewicht einer unzweideutigen Thatsache ein Ende zu machen, bedurfte es noch eines weiteren Schrittes, vor dem er nicht zurückzureden durfte, wie sauer er ihm auch werden mochte.

Indem er Alice zärtlich an sein Herz zog und eine Thräne der Rührung im Auge zerdrückte, sagte er: „Ja, ich will, daß Du glücklich werdest, mein geliebtes Kind! Würdest Du mit mir zufrieden sein, wenn ich einen gewissen Doktor an die Stelle dieses unwürdigen Engländer's treten lasse?“

Sie verbarg ihr erglühendes Antlitz an seiner Schulter.

„O Papa!“ hauchte sie unter Freudenthränen. „Wie könnte ich Dir solche Liebe jemals vergelten!“

Und als ein Mann entschlossenen Handelns zauderte der Kommerzienrath nicht, das, was er als nothwendig erkannt hatte, auch zur That werden zu lassen. Die Depeschen, welche noch im Laufe der Nacht nach allen Richtungen der Windrose an die zur Hochzeit Geladenen abgehen mußten, waren nicht die schwerste Prüfung, die er selber seinem Stolz auferlegte. Er begab sich auch in eigener Person zu Doktor Hartung, und er mußte in der langen Unterredung, welche zwischen beiden Männern stattfand, wohl die rechten Worte gefunden haben, um ihn aufzuklären und zu veröhnen; denn derselbe Abend, an welchem Alice mit dem Hochstapler hatte ihre Hochzeitsreise antreten sollen, sah im Park der Haidenroth'schen Villa ein unaussprechlich glückliches junges Paar.

Mary Wilkins verweilte in der rheinischen Stadt nur so lange, als man ihre Anwesenheit für den Gang der Untersuchung erforderlich glaubte. Sie war jetzt sehr still und schweigsam geworden, und selbst wenn sie von Percy Warren sprach, war die wilde Leidenschaftlichkeit, welche Hartung bei seiner ersten Begegnung mit ihr so sehr erschreckt hatte, vollständig aus ihrem Wesen verschwunden.

„Nun beklage ich mein verlorenes Leben nicht mehr,“ pflegte sie dann wohl mit einem wehmüthigen Lächeln zu sagen. „Ich hatte ihn ja längst als einen Gestorbenen beweint, und es macht mich glücklich, daß es mir nun wieder unverwehrt ist, an seine Treue zu glauben. Der Erinnerung an ihn und der stillen Hoffnung auf eine Vereinigung jenseits des Grabes seien von nun an meine Tage geweiht.“

Eines Tages war sie dann ohne Abschied abgereist und das junge Brautpaar hielt sich nicht berechtigt, nach ihrem Verbleib zu forschen. Einmal noch hörte man von ihr, da ihr das hinterlassene Vermögen Percy Warren's als seiner einzigen lebenden Verwandten zugesprochen worden war, und daß sie dasselbe, ohne nur einen einzigen Pennig für sich anzunehmen, einer wohlthätigen Stiftung zugewendet hatte.

Ende.

Wilhelm Scherer.

(Mit Porträt auf Seite 65.)

Zu den hervorragendsten Germanisten und Literaturhistorikern der Neuzeit gehört Professor Dr. Wilhelm Scherer, dessen Porträt die Leser auf S. 65 finden. Er war am 26. April 1841 zu Schönborn in Niederösterreich geboren, studierte in Wien und Berlin

Philologie und wandte sich vorzugsweise der deutschen Literaturgeschichte zu. Nachdem er als Mitherausgeber von R. Müllenhof's althochdeutschen „Denkmalen deutscher Poesie und Prosa“ ehrenvoll in die Gelehrtenwelt eingeführt worden war, ließ er sich in Wien als Privatdozent nieder und begann zugleich eine äußerst fruchtbare philologische und schriftstellerische Thätigkeit. Infolge seiner im Verein mit D. Lorenz herausgegebenen „Geschichte des Elsaßes“ wurde Scherer 1872 an die neugegründete Universität Straßburg berufen. Sein Ansehen als Kenner der deutschen Sprache verschaffte ihm 1876 die Einladung zur orthographischen Konferenz in Berlin und 1877 einen Lehrstuhl an der Universität der Reichshauptstadt, den er neun Jahre bis zu seinem frühen, am 6. August 1886 erfolgten Tode in glänzender Weise ausgefüllt hat. Von seinen Werken nennen wir noch die „Geschichte der deutschen Literatur“ und die aus seinem Nachlaß herausgegebene unvollendete „Poetik“.

Die „Drei Eren“ bei Egisheim im Elsaß.

(Mit Bild auf Seite 68.)

Von Kolmar, der Hauptstadt des Bezirkes Oberelsaß, ist das Städtchen Egisheim fünf Kilometer entfernt, von dem uns ein Spaziergang von einer Stunde in westlicher Richtung über das Dorf Hüßern nach den Ausläufern der Vogesen bringt, auf denen die „Drei Eren“ (siehe das Bild auf S. 68) stehen. Diesen Namen führen die Ruinen dreier Burgen, von denen nur noch die Thurmtrümmer übrig sind. Die südlichste Burg hieß Beckmund, die mittlere Wahlenberg und die nördlichste Dagsburg. Sie sollen ehemals durch Zwischenbefestigungen und unterirdische Gänge verbunden gewesen und von Graf Hugo IV. von Egisheim erbaut worden sein. Trozig und kühn schauen die „drei Thürme von Egisheim“, wie sie auch wohl im Volksmunde heißen, von ihren steilen Höhen in das Land hinab und zeugen noch heute von ihrer früheren Wehrhaftigkeit, ehe sie 1466 in einer Fehde nach harter Belagerung erstürmt und zerstört wurden.

Der Dorsheld.

(Mit Bild auf Seite 69.)

Der muthige Knabe, der die Hauptrolle auf dem hübschen Gemälde von Julius Geerz (siehe unseren Holzschnitt auf S. 69) spielt, ist nicht nur bei allen lustigen Streichen seinen Genossen voraus, sondern er ist auch stets dabei, wo es gilt, einem Schwächeren beizustehen. So tritt der „Dorsheld“ auf unserem Bilde denn auch energisch einem Kameraden entgegen, der den Störenfried bei der um ihn verammelten kleinen Gesellschaft spielt und den niedergeworfenen Knaben, der kleiner und schwächer als er ist, seine Uebermacht empfinden lassen wollte. Jetzt aber, wo ihm der „Dorsheld“ gegenübertritt, hütet er sich wohl, auf dessen Herausforderung einzugehen, sondern zieht es vor, zur Freude der übrigen Kinder und im Innern beschämt sich davon zu machen.

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Novellette von Natalie Guth.

(Nachdruck verboten.)

„Sie sind nicht für einander bestimmt!“ sagten die Leute, als die öffentliche Verlobung zum vierten Male verschoben wurde. „Ehen werden im Himmel geschlossen, diese aber hat die alte Winkler geplant, als sie es durch tausend Intriguen und Kniffe dahin brachte, daß ihr Neffe, der hübsche Kommiss, in dem Beamtenvereine Zutritt erhielt, wo doch sonst Kaufleute gar nicht verkehren. Natürlich sollte er des Oberförsters Kiesel erobern. Einen anderen Zweck hatte das Ding nicht, und um die Kiesel war es der Alten auch weniger zu thun, als um des Oberförsters Geld. Nun, der Herrmann Schmidt ist ja ein bildhübscher Kerl, und die Eroberung wurde ihm leicht, aber etwas Festes ist doch nicht daraus geworden, so lange die Alte lebte. Sie sind eben nicht für einander bestimmt.“

Fast schien es so. Das erste Mal, als sie sich der Welt als glückliches Brautpaar vorstellen wollten, wurde ihre Mutter schwer krank,

das zweite Mal verlor Hermann Schmidt seine Stellung, und als er wieder zu einer annehmbaren gelangt war, starb der Oberförster. Da man endlich zum vierten Male zu einem Sprunge in den Ehestand ansetzte, erklärte der bärbeißige Vormund, daß er für sein Mündel andere Bewerber wünsche, als den Kommiss eines Schnittwaarengeschäftes.

Schmidt war für einen Mann noch immer ziemlich jung, sie für ein Mädchen schon weniger. Aber sie war trotzdem noch sehr begehrt. Sie war hübsch und sah jünger aus, als sie war. Munter und lustig war sie auch, und Geld sollte sie auch haben.

Was Wunder, daß Hermann

Schmidt eine ganze Anzahl Nebenbuhler hatte! Ob er die Liesel wirklich so grenzenlos liebte, wie er und alle Welt annahm, darüber hatte er noch nie so recht ernstlich nachgedacht. Er gehörte zu den Leuten, die einer Sache nicht gern auf den Grund gehen, sondern sich mit den Thatsachen begnügen und auf der Oberfläche lustig umherschweben. Die Liesel gefiel ihm auch wirklich sehr gut mit ihrem blonden, üppigen Haar und ihren bläulich schimmernden Augen, die einen so liebevollen Blick hatten. Und er gefiel ihr auch. Wenn sie bisweilen etwas an ihm vermischte, so war es eben jene Gründlichkeit, die ihm mangelte. Sie war eine tief innerlich angelegte Natur, schwärmerisch den Idealen nachjagend; und wenn sie bisweilen ein Gespräch mit ihm

begann, das ernstste Dinge berührte, Dinge, die sie selbst lebhaft beschäftigten, wenn sie seine Meinung über Welt und Menschen mit der ihren vergleichen wollte, dann berührte es sie peinlich, wenn er auf dahin bezügliche Fragen auch so gar nichts zu sagen wußte; wenn er so gar nichts unvollkommen fand, nirgends etwas vermischte. Er brauchte sie aber dann nur mit seinen braunen Augen so hilflos und treuherzig anzusehen, wie das seine Art war, dann vergaß sie Alles und hatte ihn trotzdem von Herzen lieb. Ueberhaupt hatten es ihr diese braunen Augen angethan.

Er zerbrach sich den hübschen Kopf nicht über Welt und Menschen. Hauptsache war ihm, daß das Geschäft flott ging, daß er sein

Gehalt regelmäßig ausgezahlt bekam, damit er des Sonntags mit seines Gleichen eine Parthie machen konnte und beim Biertrinken keine Gewissensbisse im Geldbeutel verspürte. Im Uebrigen machte er sich keine Illusionen und war infolge dessen auch nie enttäuscht.

Man sagt: Gegensätze ziehen sich an. Bei den Beiden behielt dieses Wort Recht. Sie hatten einander trotz ihrer Verschiedenheit doch von Herzen lieb. Einestheils war es auch die Macht der Gewohnheit, welche die beiden an einem Orte lebenden Menschen aneinander festsetzte, und dann nicht zum geringen Theile der

offenen Stellen geschrieben habe, um sich zu verändern.

„Das wird Dir aber sauer angekommen sein,“ neckte die Liesel, „denn zum Schreiben bist Du doch außergeschäftlich überhaupt nicht zu bewegen.“

„Ich halte es lieber mit dem Mündlichen,“ entgegnete er, auf den Scherz eingehend, „damit ist aber nicht gesagt, daß mir das Schreiben sauer würde. Im Gegentheil! Ich verstehe das, was ich denke und was mich bewegt, schriftlich besser auszudrücken. Aber mündlich ist's jedenfalls bequemer.“

„Ich habe noch nicht einen einzigen Liebesbrief von Dir,“ schmollte die Kleine mit aufgeworfener Oberlippe, „und es soll doch etwas so Reizendes sein, so ein Liebesbrief.“

„Du hast ja mich selbst alle Tage,“ entschuldigte Hermann Schmidt diesen Mangel. „Bin ich Dir nicht lieber als ein Liebesbrief?“

Und dann ging er —

Einige Tage darauf begegnete Liesel einem ihr verwandten älteren Herrn.

„Herr Schmidt ist nun fort,“ redete der Mann sie an.

„Fort?“ frug sie, im höchsten Grade erstaunt. „Wo denn hin?“

„Nun, nach A,“ war die Antwort. „Thun Sie doch nicht, als ob Sie das nicht wüßten! Ihnen wird er es doch gesagt haben?“

„Mir hat er nichts gesagt,“ entgegnete die Liesel tonlos, während sie sich bemühte, einige Ordnung in den Wirrwarr von Gedanken zu bringen, die bei der

Nachricht von Hermann Schmidt's heimlicher Abreise plötzlich auf sie einströmten. „Er war doch noch vorgestern bei uns, aber von einer Abreise hat er nichts gesagt.“

„Da hat er es vielleicht noch nicht gewußt,“ meinte der Andere nachdenklich mit einem seltsamen Blick auf das hübsche, erregte Gesichtchen des jungen Mädchens. „Dann wird er Ihnen schon darüber schreiben. Das ist mit der Abreise vielleicht sehr schnell gegangen. Er hat wohl eine Depesche bekommen, daß er sofort eintreten soll. Das kommt noch, Fräulein Link.“

„Das kommt noch,“ so dachte die Liesel zuversichtlich und bemühte sich, die Thränen zurück-



Die „Drei Eren“ bei Egisheim im Elsaß. (S. 67)

äußere Mensch. Die Liesel war doch nun einmal ein bildsauberes, schnuckes Mädchel, und der Hermann Schmidt ein sehr hübscher, schwarzbrauner Bursch.

Dann wurde die Liesel mündig. Nun sollte die Verlobung veröffentlicht werden.

„Was wird denn jetzt wieder dazwischen kommen?“ sagten die Leute.

Und es kam etwas recht Sonderbares dazwischen. Kurz vor dem Pfingstfeste war Hermann Schmidt eines Tages recht nachdenklich bei seinem Besuche in dem kleinen Stübchen der Försterwitwe. Er erzählte, daß er sich seit einiger Zeit mit seinem Chef gar nicht gut mehr stehe, und daß er schon nach verschiedenen



Der Dorfheld. Nach einem Gemälde von Julius Geertz. (S. 67)

ca. 1840/50

zudrängen, die ihr immer und immer wieder in die Augen stiegen. „Das kommt noch.“

Aber — es kam nicht. Wie ungeduldig sie auch nach dem Briefträger auspähte, wie sehnsüchtig sie auch mit angehaltenem Athem auf seinen Tritt lauschte und die Hand auf das stürmisch klopfende Herz presste, sobald er sich ihrer Hausthür näherte — er ging immer vorüber.

Endlich, nach schwerem Kampfe mit sich selbst und einer abermals schlaflos verbrachten Nacht, beschloß sie, selbst zu schreiben. Sie kannte zwar die Adresse ihres Schakes nicht, und sie wußte, daß A. eine große Stadt war, aber sie meinte, mit Hilfe der Polizei werde die Post ihn schon ausfindig machen. Sie schrieb:

„Du lieber, böser Ausreißer!

Ist das auch recht? Jetzt bist Du auf und davon und hast von Deiner Liesel nicht einmal Abschied genommen! Weshalb hast Du mir denn kein Wort davon gesagt, daß Du beabsichtigt hast, so bald schon in die weite Ferne zu gehen? Dann hätte ich Dich doch, so lange Du noch in meiner Heimath warst, nicht von mir gelassen.

Jetzt sind wir vielleicht auf lange Zeit von einander getrennt und haben uns nicht einmal Lebewohl gesagt. Nach Allem aber, was zwischen uns vorgegangen ist, hätten wir doch das Recht gehabt, einen recht herzlichen Abschied zu nehmen. Offen gestanden, das verstehe ich nicht, Schak! Du hast mir so oft gesagt, wenn ich Worte hören wollte, die mir Deine Liebe bewiesen: das sähe ich doch, das wisse ich doch, daß Du mich lieb habest, aber wenn Du so fortgehen konntest von mir, wie kann ich dann annehmen, daß Du mich lieb hast? Ich habe gar nichts: kein Wort des Abschiedes, keinen Brief. — Bist Du mir wegen irgend etwas böse? Oder hat man Dir Böses über mich gesagt? Dann, bitte, schreibe mir darüber, und ich werde im Stande sein, Alles aufzuklären. Oder hast Du mich nicht mehr lieb? Warum aber? Ich bin mir keiner Schuld bewußt und habe noch Niemand in meinem Leben so lieb gehabt, als Dich. Und Du hast mich doch auch in jeder Weise bevorzugt, mir so oft gezeigt, daß ich Dir nicht gleichgiltig bin. Soll das jetzt Alles vorbei sein? Was ich Dir beim Abschiede unbedingt gegeben hätte, darum hast Du Dich nun selbst gebracht. Wer weiß, wenn wir uns jetzt wiedersehen. Sage selbst, bist Du nicht recht sonderbar zu mir gewesen?

Und nun leb' wohl, beantworte mir bald meine Fragen und behalte immer lieb Deine
Liesel.“

Dem Briefe legte sie noch eine kleine Münze bei, wie man sie gehentelt an den Bettelarmbändern zu tragen pflegte. Sie hatte diese Münze dem Geliebten als Gegengeschenk versprochen, als er ihr zu ihrem Armreif das kleine silberne Schloß in Form eines Herzens schenkte, in dem der Schlüssel steckte. „Liesel“ stand auf der kleinen silbernen Münze.

Der Brief ging ab und eine Zeit neuer Hoffnung begann. Liesel berechnete, wann der Brief in die Hände des Empfängers gelangen könne, und als Tag um Tag verging, ihre Sendung zwar nicht zurück, aber ebensovienig eine Antwort kam, da gab sie die letzte Hoffnung auf. Die ganze lustige Liesel war total verändert, so daß ihre Freundinnen und Bekannten sie nicht wieder erkannten und staunend in ihr blaßes Gesichtchen blickten.

Dann kam endlich doch noch ein Brief. Ach, und was war das für ein Brief! Tausendmal des Tages las ihn die Liesel — zuletzt konnte sie ihn auswendig. Daß der gute Herrmann so gemüthvoll, so schön, so zu Herzen gehend schreiben könne, das hatte sie ihm doch nach

seiner sonstigen Art und Weise nicht zugetraut, und sie klagte sich fast ein wenig des Unrechtes an, daß sie ihn bisher so falsch beurtheilt hatte. Er hat sie in der innigsten Weise um Verzeihung, daß er sie so lange habe auf Antwort warten lassen, und daß er überhaupt nicht zuerst geschrieben, er wolle ihr ganz ehrlich bekennen, warum. Er sei ein armer Teufel und könne noch lange nicht an's Heirathen denken, aber er möge sich auch nicht von seiner Frau ernähren lassen, und da man ihm in Wahlheim gesagt habe, die Liesel besitze Geld, so habe er gemeint, er könne bei seinen bescheidenen Verhältnissen leicht in den Verdacht kommen, daß er sie um ihres Geldes willen haben wolle, und der Gedanke sei ihm peinlich gewesen. Auch habe er ihr eine ewige Wartezeit nicht zumuthen und ihr an ihrem Glücke, das sie vielleicht machen könne, wenn sie frei sei, nicht hinderlich sein wollen. Es sei ihm freilich die Ausführung dieses Entschlusses namenlos schwer geworden, zuletzt sei er zu der Ueberzeugung gekommen, daß er das Ding nicht aushalte, und als nun vollends ihr liebes Briefchen gekommen sei, da seien alle seine Vorsätze in's Wanken gekommen. Er habe die Liesel gar zu lieb, und sie werde ihm hoffentlich verzeihen, wenn er sie vielleicht ein wenig unglücklich gemacht habe. Sei er doch selbst am unglücklichsten dabei gewesen. Die Liesel möge nur noch eine Zeitlang warten, bis er selbst im Stande sei, eine Frau zu ernähren. Bis dahin wollten sie einander fleißig schreiben und treu bleiben. —

Wie glücklich das die Liesel machte! Und dann begann der Briefwechsel. War das ein Genuß für die Liesel, die Briefe des Herrmann Schmidt zu lesen! So lieb hatte sie ihn vorher gar nicht gehabt. Nein, gewiß nicht. Aus diesen Briefen trat ihr der Geliebte in einer völlig neuen Gestalt entgegen. So hatte sie ihn vorher gar nicht gekannt, nie geglaubt, daß er so warm empfinden, so edel und groß denken könne. Es standen ihm da Worte zu Gebote — die Liesel war geradezu selig über diese neue Seite ihrer Liebe. Nur Eines fiel ihr auf. Herrmann Schmidt zeigte auch nicht das geringste Interesse mehr für seine alten Bekannten, für die Wahlheimer Verhältnisse, er bestellte nie einen Gruß. Er ging über das Alles sehr flüchtig hinweg und bemerkte einmal auf Befragen, er habe mit der Freundschaft sehr bittere Erfahrungen gemacht. Neid und Schadenfreude habe er dort gefunden, wo er die Freundschaft gesucht.

Da nun die Liesel mit ihrer Mutter bald darauf den Wohnort wechselte, um sich fernab von Wahlheim bei einer alten Verwandten anzusiedeln, und das junge Mädchen mit den Bekannten Herrmann Schmidt's überhaupt fast nie in Berührung gekommen war, so verschwanden die Bemerkungen, die sich auf diese Bekannten und die Verhältnisse der kleinen Fabrikstadt bezogen, sehr bald gänzlich aus ihren Briefen. Um so lebhafter wurden aber alle Gedanken und Empfindungen ausgetauscht, die Beide bewegten.

Da mitten hinein in das Glücksgefühl der Liesel — der Briefwechsel mochte etwa ein halbes Jahr gewährt haben — fiel eine entsetzliche Nachricht von einer Wahlheimer Freundin. „Denke Dir, Liesel,“ schrieb diese Freundin, „ich war in A. bei Verwandten zu Besuch. Dort habe ich den Herrmann Schmidt gesehen. Er hatte eine hübsche junge Dame am Arme, die ich eigentlich für ein junges Mädchen gehalten habe. In Deinem Interesse habe ich mich dann weiter nach ihm erkundigt, und da habe ich denn erfahren, daß die junge Dame aber wirklich eine Frau war, seine Frau! Hörst Du, Liesel! Der Herrmann Schmidt ist verheirathet. Aber glücklich soll er gar nicht sein.“

Er hat gemeint, seine Frau sei reich, aber sie ist nur die Pflögetochter ihrer reichen Verwandten, was er nicht gewußt und zu spät erfahren hat, um die Sache rückgängig zu machen. Jetzt hat sie nur eine Ausstattung, und er hat auf bares Geld gerechnet und — was die Hauptsache ist, nebenbei Dir geschrieben. Wie schlecht aber doch die Männer auch sind, Liesel! Thue mir jetzt blos den einzigen Gefallen und schreibe ihm sofort, damit Du doch wenigstens Diejenige bist, die das Verhältniß löst.“

Die Liesel war anfangs wie erstarrt. Dann aber kam ein seltsamer, ihrem Charakter sonst ganz fremder Trost über sie. Nein! So leicht sollte es ihm doch nicht gemacht werden. Wenn sie ihm heute abschrieb, dann mußte ihm das ja gerade das Rechte sein, falls er wirklich gethan hatte, was ihm jene Freundin nachsagte. Dann konnte er noch behaupten, sie habe das Verhältniß gelöst, und er sei der Verschmähte. Nein, sie wollte es ihm schwer machen — sehr schwer! In eine grenzenlose Verlegenheit wollte sie ihn bringen, so daß er weder aus noch ein wissen sollte. Und so schrieb sie ihm denn in ihrem nächsten Briefe, ihre Mutter wünsche dringend, daß sie und ihr Schak sich nun endlich verlobten. Die Mutter fühle sich seit einiger Zeit recht schwach und auch unwohl und möchte auch die Hochzeit nicht mehr hinausgeschoben wissen, da sie ihr Kind vor ihrem Tode gern unter sicherem Schutze geborgen sähe. Die Liesel bitte deshalb zugleich im Namen ihrer Mutter, daß der Schak um Urlaub nachsuchen und so bald als möglich in Liesel's Heimath eintreffen möge, damit man die Verlobung feiern könne. Sollte er diesen Urlaub nicht so bald erhalten, dann werde die Liesel in Begleitung ihrer Tante nach A. kommen, und man könne ja dann die Verlobung dort feiern.

Nach der üblichen Pause kam pünktlich die Antwort. Wenn die Liesel das wirklich so dringend wünsche, so werde es gewiß geschehen. Dieser ihr Wunsch mache den Herrmann Schmidt unendlich glücklich, denn er erwäge ja aus demselben, wie lieb ihn seine Liesel habe. Auf Eines jedoch wolle er sie aufmerksam machen: er habe sich, seit sie einander zuletzt gesehen, sehr verändert, sei älter geworden und habe namentlich andere Ansichten und Meinungen gewonnen. Das werde die Liesel schon aus seinen Briefen gesehen haben. Er sei der flotte, lustige, leichtlebige Burische von ehemals nicht mehr, sondern ein gereifter, ernster Mann geworden, und ihm bange ein wenig, ob er der Liesel auch so gefallen werde, wie er jetzt sei. Fast fürchte er das Gegentheil.

Aber da wurde ihm die Antwort: Gerade so, wie er sich in seinen Briefen gezeigt habe, sei er ihr eben ganz besonders lieb und werth geworden, so gerade, wie er ihr aus jeder Zeile dort entgegentrete, wolle sie ihn haben.

Da hielt denn eines Tages ein Wagen vor dem Häuschen, in welchem die Oberförsterswitwe wohnte, und heraus sprang ein großer, breitschulteriger Mann in grauem Staubmantel. Vornehm sah der Fremde aus und gewandt und sicher war sein ganzes Auftreten. Seine tiefblauen, ernststen Augen richteten sich forschend auf die schlanke Mädchengestalt, die ihm entgegentrat und nach seinem Begehre fragte.

„Fräulein Elise Link?“ war seine Gegenfrage, während er sich verbeugte und den Hut zog.

„Die bin ich!“ war die etwas erstaunte Antwort.

„Mein Name ist Herrmann Schmidt,“ stellte sich der Fremde vor.

„Herrmann Schmidt?“ wiederholte die Liesel mit einem starren Blicke auf den schönen, vornehmen Mann. „Das ist doch nicht möglich, derart kann sich kein Mensch verändern!“

„Und doch bin ich Herrmann Schmidt,“ be-

harrte er, „wenn auch nicht der Herrmann Schmidt, den Sie erwarten, und doch auch wieder der, den Sie kommen heißen. Gestatten Sie mir nur eine kurze Unterredung, und Alles wird sich aufklären.“

Wie im Traume öffnete das junge Mädchen die Thür nach dem Wohnzimmer und ließ den Fremden eintreten. Dieser nahm Platz und bat die Liesel, sich ihm gegenüber zu setzen und nun ruhig zuzuhören, was er ihr zu sagen habe.

„Mein Name ist wirklich Herrmann Schmidt, verehrtes Fräulein,“ begann er sehr ernst seine Erzählung, „und ich bin der Besitzer eines großen Manufakturwaarengeschäftes in A. Cines Tages erhielt ich einen kleinen zierlichen Brief, der offenbar von einer Dame geschrieben worden war. Es war der Ihre, Liebes Fräulein. Während ich ihn las, kam ich selbstverständlich zu der Ueberzeugung, daß er nicht für mich bestimmt war. Trotzdem las ich ihn bis zu Ende. Er fesselte mich derart, daß ich gar nicht anders konnte. Was war das für ein allerliebster Brief! Nie in meinem Leben hatte ich Gelegenheit gehabt, derartiges zu lesen. Naivetät, Gemüth, Reinheit des Herzens, echt weibliche Denkungsart und eine so herzliche, nachsichtige, selbstlose Liebe für den Empfänger sprachen aus jeder Zeile, daß ich, der ich jahraus jahrein nur trockene Geschäftsbriefe empfangen, diesen Empfänger von ganzem Herzen beneidete. Er schien zudem dieser innigen, reinen Liebe nicht werth zu sein.“

Ich verliebte mich in den kleinen, rosigten Brief, verehrtes Fräulein, und in die Briefschreiberin dazu. Trotzdem kam mir keinen Augenblick der Gedanke, den Brief zu unterschlagen. Er und die Schreiberin gehörten einem Anderen, und ich machte mich nach Schluß des Geschäftes auf, diesen Anderen zu suchen. Ich fand ihn nach tagelangem fruchtlosen Bemühen erst mit Hilfe der Polizei. Seit Kurzem war er erst in A. angekommen und nahm in einem Kolonialwaarengeschäfte der Vorstadt die Stelle eines Buchhalters ein, wo ich ihn traf und ihm mit einigen entschuldigenden Worten den Brief übergab. Ich muß gestehen, daß er mir schon bei dieser ersten Begegnung nicht den Eindruck machte, als ob er der rechte Empfänger für derartige herzige, gemüthvolle Briefe von Frauenhand sei, und ich hatte mich in ihm nicht getäuscht. Der Zufall führte mich eines Tages in eine Konditorei, in deren einem, nur durch Portiören von dem größeren Haupttraum getrennten Seitenkabinet ich mich niederließ, um die Zeitungen zu lesen. Nach einiger Zeit hörte ich dicht vor dem Eingange dieses Seitenkabinetes männliche Stimmen. Der Tisch, welcher in dem größeren Restaurationsraume dicht neben dem Eingange zu meinem Aufenthalte stand, schien besetzt zu werden. Bald vernahm ich auch die Stimme des Kellners und die lachenden und plaudernden Stimmen junger Männer. Eine dieser Stimmen kam mir bekannt vor, trotzdem ich beim eifrigsten Nachsinnen den Sprecher nicht zu errathen vermochte. Endlich, nach längerer Zeit, in welcher das Gespräch, das einen vertraulichen Charakter angenommen hatte, allerlei mich nicht interessirende Dinge berührt hatte, nahm es eine Wendung, die mich meine Zeitung weglegen ließ und mir mit einem Male klar machte, mit wem ich es zu thun hatte.

„Na, mir gefällt es schon ganz gut,“ sagte die mir bekannte Stimme etwas gedehnt, „aber einen heillosen Schrecken habe ich noch durchmachen müssen. Meine Liebste in Wahlheim schrieb mir nämlich, trotzdem sie meine Adresse nicht kannte, und der Brief war an einen Namensvetter von mir gekommen. Ich war fest entschlossen, mit ihr zu brechen, als ich ging, und da that ich denn das Klügste, was

man in solchen Fällen thun kann: ich ignorirte die ganze Geschichte. Möchte sie denken, der Brief sei verloren gegangen oder an eine falsche Adresse gekommen.“

Weshalb hast Du denn das Mädchen überhaupt sitzen lassen? frug hier eine andere Stimme. War sie Dir treulos oder taugte sie sonst nicht viel?

„Ach Gott bewahre!“ war die Antwort. „Sie war ein hübsches, fein erzogenes Mädchen, sie hatte mich auch sehr lieb, und ich sie gleichfalls, aber — wenn sie nur etwas mehr Geld gehabt hätte. Anfangs dachte ich ja, daß sie nicht ganz unvermögend sei, man hielt sie sogar allgemein für reich, aber eben als ich mich mit ihr verloben wollte, erzählte mir ein Bekannter ihres verstorbenen Vormundes im Vertrauen, daß es Ebbe sei mit ihr. Der Alte habe nur die Leute dabei gelassen, um seinem Müßel eine gute Parthie zu sichern, jenem Freunde aber habe er anvertraut, daß die Liesel knapp eine gute Ausstattung bekommen könne. Als ich das hörte, da dachte ich natürlich: was soll ich armer Teufel mit einer Frau anfangen, die nichts hat? Hatte ich doch für mich kaum genug, und das Einschränken ist auch nicht meine Sache. Wenn ich mich einmal verheirathen soll, so muß das Mädchen reich sein, denn das mit der Liebe und dem inneren Glück, das ist doch nun einmal bei Nicht Besehen äußerst faul, wenn das Reale fehlt.“

Damit schloß der Bericht. Die Zuhörer lachten, und ich dachte meinen Theil. Jetzt kannte ich den Besitzer der Stimme. Den ganzen Tag aber kam mir das arme Mädchen nicht aus dem Sinne, das so vertrauensvoll sein Herz einem oberflächlichen, edlerer Empfindungen unfähigen Burschen geschenkt, der mit dieser köstlichen Gabe nichts anzufangen wußte. Endlich kam mir ein romantischer Gedanke. Wie, wenn ich an seiner Statt an das junge Mädchen schrieb? Vielleicht war es mir möglich, sie, deren Schreibweise und Denkungsart für mich geradezu etwas Bestrickendes hatte, für mich zu gewinnen. So schrieb ich denn und — der Erzähler schöpfte tief Athem — „das Weitere wissen Sie, Fräulein Lisk. Meine Schreib- und Denkungsart gefiel Ihnen ebenso gut, wie mir die Ihrige, und jetzt stehe ich vor Ihnen, um Sie zu fragen, ob ich Ihnen als Persönlichkeit auch ein wenig gefalle. Sollte das der Fall sein, dann steht der von Ihnen gewünschten Verlobung nichts im Wege und ich stelle dann nur die eine Bedingung, daß dieser Verlobung die Hochzeit bald folgen möge.“

Mit feuchten Augen blickte die Liesel auf den schönen, eleganten Mann, der da so bittend zu ihr herüber sah. Ob er ihr gefiel?

„Ich habe nichts einzuwenden gegen diesen Herrmann Schmidt,“ sagte sie endlich mit einem reizenden Schelmzuge um den Mund, „aber er hat soeben gesagt, daß ich ein bettelarmes Ding bin. Ich kann das nicht ändern; wird er, ein praktischer Kaufmann, eine so unpraktische Heirath machen wollen?“

Da erklärte aber dieser Herrmann Schmidt, daß die Armuth der Liesel seiner Liebe zu dem herzigen Mädchen keinen Eintrag thue, denn er selbst sei ein reicher Mann und könne seine Frau ernähren, ohne darin von ihr unterstützt zu werden.

Da meinte dann die Liesel, gar so arm, wie jener Freund ihres Vormundes es dem anderen Herrmann Schmidt glaublich gemacht, sei sie denn doch nicht. Sie besitze ein Vermögen von dreißigtausend Mark. Jener Freund ihres Vormundes habe jedenfalls im Auftrage des alten Herrn gehandelt, der jenen ersten Herrmann Schmidt nicht günstig beurtheilt und die Behauptung aufgestellt habe, er werde auch noch nach seinem Tode dafür sorgen, daß die Liesel den ihm verhassten Freier nicht bekomme, dem

es nur um das Geld, nicht um das Mädchen zu thun sei.

Als die Mutter der Liesel nach Hause kam, waren die beiden glücklichen Menschen eben dabei, sich den ersten Kuß zu geben. — — —

Der andere Herrmann Schmidt wurde fast zur Salzkäule, als er eines Tages in der eleganten Equipage seines reichen Namensvetters seine verlassene Braut an der Seite ihres stattlichen Mannes sah und erfuhr, daß sie dessen Frau und gar nicht so arm sei, wie er geglaubt. Er war in Folge dessen lange Zeit furchtbar wüthend über seine Dummheit und reizbar, und seine Frau hatte wenig gute Stunden.

Die Leute aber sagten: „Sie sind nicht für einander bestimmt gewesen — Ehen werden im Himmel geschlossen.“ Aber unter Allen, die so sagten, war kein Einziger, welcher der Liesel das Glück, das sie gerade durch die Treulosigkeit ihres ersten Geliebten gemacht hatte, nicht von ganzem Herzen gegönnt hätte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Schiller Naseknecker. — Der alte königliche Theaterdiener Seeger, das Faktotum der Regie, der unentbehrliche Vermittler zwischen der Berliner Intendanz und dem leicht erregbaren Theater-völkchen, hat länger als 25 Jahre seinem Posten vorgestanden, den er unter dem berühmten Pfand angetreten. Ursprünglich war er Barbier und später Kammerdiener des bekannten Geheimraths Hufeland gewesen, durch dessen Empfehlung er seine Stelle am Theater erhalten hatte. Mit einem früheren Herrn war Seeger aus Weimar nach Berlin gekommen, er kannte daher alle Koryphäen der deutschen Literatur, auch Goethe und Schiller, besonders den Letzteren, mit dem er, wie wir später sehen werden, sogar in naher Berührung gestanden hat. Durch die lange Dienstzeit am Berliner Hoftheater war er in den innersten Geschäftszug desselben eingeweiht und mit allen Verhältnissen vertraut. Er kannte sowohl die kleinen Schwächen der Direktion, wie auch der Künstler. Sein Alter und seine Erfahrungen gaben ihm ein gewisses Ansehen in der Theaterwelt, weshalb die Ansicht des alten Theaterdieners mehr als einmal betragt und sein praktisches Urtheil häufig berücksichtigt wurde. Besser als der Theaterarzt verstand er, die verschiedenen Krankheiten der Schauspieler und Schauspielerinnen zu behandeln, und die im vertraulichen Tone mitgetheilte Nachricht, daß er beauftragt sei, die Rolle, welche der Patient oder die Patientin nicht konnte, oder aus Neid nicht spielen wollte, seinem Rivalen respektive ihrer Rivalin zu überbringen, heilten die gefährlichsten Leiden in wenigen Augenblicken. — Gern erzählte der alte Theaterdiener seine verschiedenen interessanten Erlebnisse und Abenteuer mit berühmten Künstlern und großen Männern.

Eines Tages, als gerade in seiner Gesellschaft von Schiller die Rede war, lächelte er in seiner eigenthümlichen Weise, worauf er, wie gewöhnlich, aufgefodert wurde, seine Erinnerungen zum Besten zu geben.

„Sie haben Schiller persönlich gekannt?“ fragte ihn einer der Anwesenden.

„Das will ich meinen,“ entgegnete der alte Seeger in seiner stotternden Weise. „Ich habe ihn fast täglich gesehen und gesprochen.“

„Da hat er Ihnen gewiß viel Interessantes mitgetheilt,“ bemerkte ein Schauspieler ironisch.

„Je nachdem er aufgelegt war. Er war ein sehr guter Herr und gar nicht stolz, wenn man nur den rechten Ton zu treffen wußte. Wir haben immer gut miteinander gestanden, und als ich fortging, da hat er mir noch zwei Thaler geschenkt und gesagt: ‚Seeger! Es thut mir sehr leid, daß ich ihn verliere. So gut wie Er versteht es Keiner.‘“

„Und erinnern Sie sich gar nicht mehr, was er sonst in Ihrer Gegenwart gesprochen hat?“

„Doch! Einmal hielt er die Zeitung gerade in der Hand, als ich zu ihm kam. Da stand die Nachricht, daß der Herzog von Württemberg gestorben sei. Er schien gerührt und erzählte von dem strengen Herrn, der ihm verboten hatte, Theaterstücke zu schreiben, und wie er (Schiller) deshalb fortgelaufen sei. Nun liegt der Herzog,“ sagte der Herr v. Schiller zu mir, „in seinem Grabe und ich bin doch ein Dichter geworden, obgleich er durchaus einen Regimentschirurgen aus mir machen wollte.“ — Auch von

seinen Eltern sprach er bei dieser Gelegenheit mit mir und von dem Leben in Schwaben, wie das doch ganz anders sei, als bei uns in Sachsen. So redete er von vielerlei, aber von der Hauptsache, die ich am liebsten gehört hätte, kein Sterbenswort.

„Was für eine Hauptsache?“
 „Na!“ entgegnete der alte Seeger mit einem schelmischen Lächeln. „Ich meine die Laura; von der Laura hat er mir nichts gesagt, obichon er sie so viel besungen hat.“

Als Alle lachten, lachte der gutmüthige Theaterdiener am lautesten mit, erfreut über seinen halb einfältigen, halb schalkhaften Witz.

„Aber wie kamen Sie denn,“ fragte wieder der Schauspieler nach einer Pause, „so häufig mit Schiller zusammen? Nach Ihren Aeußerungen müssen Sie ihm doch sehr nahe gestanden haben.“

„So nahe, wie Sie sich kaum denken können,“ scherzte der alte Seeger. „Ich durste mir die größten

Freiheiten mit ihm erlauben. Mehr als hundertmal habe ich ihm an die Nase gefaßt.“

„Ach! Sie wollen sich über uns lustig machen und sind auf Ihre alten Tage ein Aufschneider geworden,“ entgegnete man ihm.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,“ erwiderte der Theaterdiener, „daß ich Schiller's Nase in meiner Hand gehabt habe, und es war noch dazu eine respektable Nase.“

„Machen Sie keinen Unfimm!“
 „Und doch rede ich nur die Wahrheit und ich kann jeden Tag darauf einen Eid ablegen.“

„Aber wie ist denn das möglich?“
 „Ganz einfach. Ich habe Schiller rasirt, als ich noch in Weimar sein Barbier war.“ [—dn—]

Wann die verschiedenen Arten der Hinrichtung in Berlin zuletzt stattgefunden haben, wurde vor Kurzem im „Verein für die Geschichte Berlins“ dahin beantwortet: Das „Sack“, Einhüllen in

einen Sack und Ertränken, wurde bis in die letzten Regierungsjahre des Königs Friedrich Wilhelm I. (gest. 1740) an Rindsmörderinnen vollzogen. Durch „Verbrennen auf dem Scheiterhaufen“ wurden zuletzt, am 28. Mai 1813, der Brandstifter Holz und seine Geliebte, Christiane Delitz, auf dem Gartenplatz vom Leben zum Tode gebracht. „Mit dem Rade“ wurde zuletzt die Grefution an der Gattenmörderin Meyer am 2. März 1837 vollzogen. Der auf dem Gartenplatz vorhandene Galgen ist erst Anfangs der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts beseitigt worden.

Das Kränkeln Geduld. — Der Kurfürst Erthal von Mainz äußerte sich sehr unzufrieden gegen seinen Leibarzt Wedekind, weil er bei seiner Krankheit nach Gebrauch der ihm verschriebenen Arzneien nicht sofort Besserung verspürte. Wedekind stellte dem Kurfürsten vor, wie ein so eingewurzeltcs Uebel nicht so leicht gehoben werden könne, und schloß mit

Humoristisches.



Zu was die Kunst gut ist.

Herr Privatier Huber vor einem Jagdbilde: Ist doch zu 'was nutz, wenn man hie und da in den Kunstverein geht; mir ist's schon den ganzen Vormittag so, als wenn ich 'was vergehen hätt'. Jetzt ist mir's eingefallen — einen Hasen soll ich meiner Alten heimjchicken!



Widerspruch.

Wirthin: Wollen Sie nicht täglich bei mir zu Mittag speisen?
 Diätar: O, dazu reichen meine Mittel nicht! Wenn ich mich jeden Tag bei Ihnen satt essen wollte, dann müßte ich verhungern.

den Worten: „Ich kann Eurer Durchlaucht nichts Besseres verordnen, als das Kränkeln Geduld.“

„Wo wächst das?“ fragte der Kurfürst mürrisch. „Gnädigster Herr,“ meinte Wedekind, „ich bin nicht soweit Botaniker, aber Leute vom Fach behaupten: am seltensten in fürstlichen Gärten.“ [G. Sch.]

Das Amt eines Postboten muß im 17. Jahrhundert mit gar mancherlei Gefahren verbunden gewesen sein. So war im braunschweigischen Recht unter anderen folgende Bestimmung erlassen, die zugleich ein interessantes Streiflicht auf unsere damalige Kleinstaaterei wirft: „Wenn ein Postbote auf öffentlicher Straße todt aufgefunden wird, so gebührt Demjenigen die Untersuchung und Aburtheilung des Falles, welchem die Landeshoheit über den betreffenden Ort zusteht. Wenn der Bote aber auf der Grenze zweier Gebiete todt aufgefunden wird, so hat diejenige Obrigkeit den Fall zu untersuchen, auf deren Gebiet der untere Theil des Getödteten oder die Füße liegen, da solche bei einem Postboten doch die Hauptsache sind.“ [G. R.]

Das zweihundertjährige Jubiläum feiert in diesem Jahre die aus Spitze, Rohr, Stiefel und Kopf zusammengesetzte Tabakspfeife. Bis dahin hatte man aus irdenen Thonpfeifen geraucht. Der Erfinder der zusammengesetzten Tabakspfeife war der Arzt Dr. Johann Franz Jakob Bilarius zu Wien. Im Jahre 1693 wurden hier die ersten Pfeifenfabriken angelegt. [M. L.—l.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösung des Bilder-Räthsel in Nr. 8:

Die Gesundheit ist der kostbarste, aber der am wenigsten und am schlechtesten gehütete Schatz auf Erden.

Buchstaben-Räthsel.

Durch dessen Herrschaft Wohl und Frieden.
 Sobald es mit dem A fängt an,
 Am sichersten noch ist beschieden
 Dem Volke, das ihm untrthbar,
 Zeigt sich, wenn es mit H beginnt.
 Als Rä b r von der schlimmsten Art,
 Der „kalten Blutz“ auf Morden sinnet
 Und dabei oft wird hochbejährt. [M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 10.

Scherz-Räthsel.

Gottentotten, Kanibalen
 Sind es — Deutsche nicht!
 Stiefelcetten sind's — Sandalen
 Und Pantoffeln nicht!
 Jeder Feuerwerker ist es,
 Jeder Jun ge! le!
 Und — wie eiaenthümlich — sind es
 Alle — Hasenfelle! [Emil Noot.]

Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösung des Räthsel in Nr. 8: die Thranen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
 Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
 Redigir: von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
 von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (Stüber
 Hermann Schönlank's Nachfolger) in Stuttgart.